

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte  
**Band:** 2 (1926)  
**Heft:** 25

**Artikel:** Garuda [Fortsetzung]  
**Autor:** Hauff, August Allan  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-833775>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# «GARUDA»

ROMAN VON AUGUST ALLAN HAUFF

(Nachdruck verboten)

## Zehntes Kapitel. 11

Warrender lief im Rausch durch die Straßen und glaubte in jeder Frau, der er begegnete, die zaubersame Erscheinung der Gräfin Astgard zu erkennen. Vor ihm lag der Tiergarten, er stolperte über Steine und Rasengitter, den Blick zum Himmel gewandt und sprach laut mit sich selbst.

Durch die Bäume leuchteten die Lichter der Zelte, abgerissene Fetzen von Musikstücken schwieben wie Ballons in der Luft, Scheinwerfer von Automobilen überschwemmten die Wege.

Warrenders Herz war entzündet, Flammen schlügeln in ihm auf, sein Blut schrie nach der Frau, die an seine Unschuld glaubte. Er setzte sich auf eine Bank, um das Fieber in sich zum Stillstand zu bringen, aber dies Feuer ließ sich nicht eindämmen; mit ausgebreiteten Armen rannte er weiter, als wollte er sich selbst entfliehen. Ein Bettler humpelte vor ihm, Warrender holte ihn ein und nahm ihn unter der Arm.

«Sie brauchen wahrscheinlich Geld,» sagte er, überströmend vor Freude, jemand helfen zu können. «Sie sollen Geld haben, lieber Freund, warten Sie einen Augenblick.» Er griff in die Tasche und gab dem Bettler einen Zehnmarkschein, den er sich von Kirias geliehen hatte. «Nehmen Sie. Für jeden Menschen kommt eine Stunde, in der ihm das Glück entgegentritt.»

Der Bettler war ein ausgemachter Pessimist und betrachtete mißtrauisch erst Warrender und dann den Zehnmarkschein. Sein Aussehen glich der Skizze eines phantastischen Zeichners, der sich eine Woche lang in den übelsten Spelecken aufgehalten hatte, seine Augen standen schief, und seine Hände schienen niemals gewaschen worden zu sein. «Vielen Dank,» mein Herr, sagte er schließlich, nachdem er sich entschlossen hatte, das Geld einzustecken. «Möge Gott Ihnen immer gnädig sein.»

«Gott ist gnädig, mein Wort,» erwiderte Warrender, ohne den Arm des Mannes loszulassen. «Man muß ihm nur die nötige Zeit lassen, um zur Einsicht zu kommen.»

«Ja, ja, das ist wohl richtig,» sagte der Bettler, ohne sich weiter in diese komplizierte Auffassung zu vertiefen, und packte ein kleines fetiges Paket aus, dem er ein paar dicke Schnitten Brot entnahm. «Vielleicht haben Sie Appetit, mein Herr. Lachs habe ich allerdings nicht, aber vielleicht mögen Sie ein Stück Käse?»

Warrender hatte keinen Appetit, aber er dachte, daß der Bettler es als Hochmut auslegen könnte, wenn er seine Einladung abschlug. Mit Widerwillen biß er in eine dicke Scheibe und

enfilarnte den Käse als ein verachtungswertes Plagiat des Harzers.

«Haben Sie vielleicht mal etwas von einer Gräfin Astgard gehört?» fragte er aufs Geratewohl den Mann, der nicht danach aussah.

«Gibt es so was?» fragte dieser und bedachte nicht, daß seine Frage seinen Begleiter maßlos erbitterte.

«Ob es so was gibt?» Warrender bedauerte, daß er diesem Mann zehn Mark gegeben hatte, er war nicht wert, daß man ihm eine einzige Mark schenkte. Sofort ließ er seinem Arm los und machte kehrt. Es schien, als ob der Bettler das gar nicht bemerkte, er ging ruhig weiter, ohne sich über diesen Zwischenfall zu wundern. Aber Warrender befand sich in schlechtester Stimmung, weil jemand bezweifeln konnte, daß es eine Gräfin Astgard gab. So viel Unverschämtheit hatte er bei dem Mann nicht vermutet. Er ging in der Richtung der Zelte und spürte Lust, sich in eins der Kaffees zu setzen und schmetternden Trompetenkängen zu lauschen. Doch da fiel ihm ein, daß er dem Bettler sein ganzes Geld gegeben hatte. Kurz entschlossen ließ er zurück und schlug ihm auf die Schulter.

«Sind Sie wieder da, mein Herr?» fragte der Bettler.

«Ja, hören Sie, ich hatte die Absicht, Ihnen fünf Mark zu geben, aber ich habe mich verschenkt, ich schenkte Ihnen das Doppelte.»

Der Bettler nahm den Geldschein und reichte ihn Warrender. «Ich kann nicht wechseln, mein Herr. Vielleicht haben Sie es passend.»

«Nein, das habe ich nicht. Aber das ist ganz einfach. Wir werden dort drüben eine Tasse Kaffee trinken und uns wechseln lassen.»

«Jawohl, mein Herr.»

Der Kellner des Kaffees sah die sonderbaren Gestalten, die sich auf die Veranda gesetzt hatten, achselzuckend an. Warrender bestellte Kaffee und zwei Kognaks. Der Kellner ging mit sich zu Rate, ob er servieren solle oder nicht, und brachte nach langen Kämpfen das Gewünschte, allerdings ließ er sich gleich die Zeche bezahlen und schüttete erstaunt den Kopf, als ein Zehnmarkschein auf den Tisch gelegt wurde. Warrender gab dem Bettler fünf Mark und behielt den Rest. Sie tranken ihren Kaffee, aber Warrender war wieder ganz in seine Gedanken versunken, als daß er sich durch das Schlüpfen seines Gastes die Stimmung verderben ließ. Dann erhob er sein Glas und sagte ernst: «Sie würden mir eine Freude bereiten, wenn Sie mit mir auf das Wohl der Gräfin Astgard anstoßen würden.»

«Sehr gern, mein Herr.»

Warrender jubelte übermütig, daß sie erraten hatte, wer der Spender war. Als sie den Vorortbahnhof betraten, mußte der Bettler die Billette bezahlen, denn Warrender besaß keinen Pfennig mehr.

«Ich werde Ihnen die fünf Mark, die Sie mir gaben, leihen, mein Herr,» sagte der Bettler geschäftsmäßig. «Ich berechne mir zehn Prozent Zinsen für den Monat, wollen Sie bitte so liebenswürdig sein und mir den Betrag zusenden, wenn Sie ihn entbehren können?» Er nannte Warrender seine Adresse und verabschiedete sich, als sie aus dem Zug stiegen.

Warrenders Rausch war bald verflogen und dumpfer Apathie gewichen. Wie konnte er hoffen, die Gräfin wiederzusehen? Sie hatte einen Mann, das wußte er. Wer war er, daß er ihr Blumen senden durfte?

Jetzt ist der Augenblick gekommen, dachte Warrender, wo ich meinem Leben ein Ende ma-

chen muß. Dieser Anblick hat mir meine Ruhe geraubt, jetzt kann ich nicht weiter im Dunkeln leben. Niemals wird mir eine solche Frau gehören und verzichten kann ich nicht länger.

Warrender beschloß in dieser dunklen Stunde, seinen Selbstmordversuch zu wiederholen. Ein zweites Mal würde seine Hand nichtbebben. Im Augenblick des Todes würde die Gräfin Astgard vor ihm stehen, die er nie erreichen konnte, ihr fest ins Auge sehend würde er leben umsinken.

Aber noch einen Tag wollte er sich schenken, voll von allem Glück dieser Welt, einen Tag, den er als Fürst Gurow verleben wollte an der Seite schöner Frauen, bis die Zeiger dann auf Mitternacht deuteten, und die Feder seines Revolvers nachgab. Jetzt galt es nur noch, so viel Geld zu besorgen, daß er seinen Plan ausführen konnte. Warrender dachte nach. Das einzige, was er sich aus Russland gerettet hatte, war ein Ring der Mutter, den er stets in einem Lederbeutel um den Hals trug. Jetzt konnte man ihn opfern. Jetzt durfte er es.

Warrender erschauerte, als seine Idee feste Formen annahm. Für den Ring würde er so viel Geld erhalten, daß er einen Tag wie ein Fürst leben konnte. Mehr durfte man von Gott nicht verlangen. Noch einmal würde er Kleider tragen wie ein Herr, noch einmal würde er in eleganten Hotelräumen wohnen und einen Rennplatz besuchen, abends könnte er in einem Separé sitzen beim Sektouper und in dem milden Licht einer Ampel die Stunde voll ausnutzen.

Warrenders Entschluß war gefaßt. Er mußte sterben, weil der Arbeiter Warrender niemals eine Gräfin Astgard lieben durfte. Das alles wollte er ihr in einem Brief ausändern, den sie nach seinem Tode erhalten sollte. Dann durfte sie erfahren, daß der Tote nicht Warrender, sondern Fürst Dimitri Petrowitsch Gurow hiß. Dem Toten mußte sie es glauben. Und selbst wenn sie darüber zweifelnd lächeln würde, er fühlte es nicht mehr. Möchte sie es glauben oder nicht.

Warrender wanderte durch die Nacht und zählte die Sterne am Himmel.

## Elftes Kapitel.

Nastjenka Ssergejewna wartete vor dem Woolworth-Gebäude auf ihre Freundin, wie jeden Nachmittag, und ging ungeduldig auf dem Broadway spazieren, ab und zu in den Seitenstraßen die Auslagen der großen Juweliergeschäfte betrachtend, die sie jetzt schon seit zwei Wochen kannte.

(Fortsetzung auf Seite 10)



(Fortsetzung von Seite 7)

Was ihr Neuyork zu sagen hatte, war nicht viel. Wie hätte sie die gigantischen Ausmaße der Stadt und den unwahrscheinlichen Lärm der Straßen, die Flut des gewaltigen Verkehrs, die bizarren Reklamebilder und die unzählig in die Luft wachsenden Wolkenkratzer bewundert, wenn Dimitri ihr näher gewesen wäre, als er war. So empfand sie die Stadt der zwölf Millionen nach Dollars hastenden Bewohner als ihren Feind, der ihr den Liebsten geraubt hätte.

Wie konnte sie Dimitri finden, der nur ein Punkt war in dem pilgernden Menschenstrom auf den Straßen. Ein Regen von Dollarnoten, Bodenspekulationen, vagen Erfindungen und bizarren Börsengeschäften überschütteten alle Menschen, die Schatten der Wolkenkratzer verdunkelten ihre Gesichter, so daß einzelne nicht zu erkennen waren. Trotzdem gab Nastjenka die Hoffnung nie auf; sie verbündete sich mit dem Zufall, der der beste Freund aussichtsloser Unternehmungen ist.

Nur darum fuhr sie stundenlang in den Untergrundbahnen und Omnibussen, weil sie dachte, einmal doch Dimitri begegnen zu müssen; durch endlose Straßen wanderte sie, fest überzeugt, daß um die nächste Ecke Dimitri biegen werde; manchmal blieb sie vor einem Hause stehen, annehmend, daß er unerwartet aus dem Portal käme.

Aber nichts dergleichen geschah. Immer stärker schwoll der Lärm der Stadt an, und Dimitris Stimme war zu leise, als daß Nastjenka sie hätte vernehmen können. Gegen sechs Uhr kam Mabel Bourne und eilte auf sie zu. «Hallo, Nastjenka!»

«Mabel!»

Die Freundin, die sie begrüßte, war weder schön noch eigenartig, sie war eines der jungen amerikanischen Mädchen, die sich alle irgendwie in dem fest schreitenden Tritt, dem durchtrainierten Körper, dem kräftigen Händedruck und dem lieblichen Gesicht glichen, in dem nie etwas vorging. «Etwas Neues?» fragte sie gleich.

«Nein, Mabel,» erwiederte Nastjenka, den Kopf schüttelnd. «Glaubst du, daß ich dir eines Tages berichten kann, Dimitri getroffen zu haben?»

Mabel zuckte die Achseln. «Abwarten, würde mein Chef sagen. Etwas besseres kann man nicht tun. Jeder wartet in Neuyork ab. Das ist unser ganzes Geheimnis, damit wird so Geld verdient.»

«Mir bleibt nichts anderes übrig, leider. Aber ich glaube, daß man niemals abwarten darf, wenn man Erfolg haben will.»

«Gut, daß mein Chef das nicht hört,» lachte

Mabel. «Er wartet immer ab und läßt alles auf sich zukommen. Das ist sein Geschäftsprinzip, damit ist er ein großer Mann geworden. Sein drittes Wort ist: abwarten! Du mußt es auch können.»

Nastjenka blickte die Freundin an, die ohne Kopfbedeckung war und ohne ihre Aktenmappe, die sie sonst immer bei sich trug. «Können wir noch nicht gehen, Mabel?»

«Deshalb komme ich gerade, Nastjenka. Mr. Fish hat plötzlich einen Spleen bekommen, er redet sich ein, daß er noch einige wichtige Dinge mit mir zu besprechen hat. Du mußt so gut sein, mit ins Büro hinaufzufahren und noch etwas vorging.»

Die Freundinnen bestiegen den Express-Lift und fuhren zum fünfundzwanzigsten Stock. Ein großes Schild leuchtete von einer Tür: «Stuyvesant Fish, Feuerlöscharapparate». Mabel öffnete die Tür und ließ Nastjenka eintreten.

Nastjenka sah sehr bald, daß ihre Freundin in diesem Geschäft eine fühlende Stellung einnahm, ein Heer von Stenotypistinnen und eine weitere Schar männlicher Angestellten warteten auf ihre Befehle und führten sofort aus, was sie anordnete. Mabel inspirierte die einzelnen Tische und kontrollierte die Arbeiten. In Wirklichkeit war sie nicht nur die Sekretärin ihres Chefs, sondern auch dessen Vertraute, seine

rechte Hand, wie man zu sagen pflegt, und sie war sich ihrer Bedeutung wohl bewußt.

Mabel führte Nastjenka in ihr Büro, das großartig ausgestattet war, wie das eines Chefs. Zahllose Akten und Zeichnungen lagen auf ihrem Pult, ein Stapel von Briefen wartete auf ihre Unterschrift. Sie bot der Freundin einen Sessel an, erledigte ein Telephonesprach und sah auf die Uhr. «Unsere Filiale in Chicago meldet sich gleich,» sagte sie, setzte ihre Brille auf und legte einen Notizblock vor sich hin. Gleichzeitig leuchtete die Glühbirne eines Radioapparates auf, und durch den Lauthörer drangen deutliche Worte eines Mannes in Chicago, der die Anzahl der verkauften Feuerlöscharapparate des vergangenen Tages nannte und über den Geschäftsgang berichtete.

Nastjenka wunderte sich darüber, daß so viele wichtige Fäden in Mabels zarter Hand zusammenschlossen, sie hatte nie gewußt, daß eine Frau mehr sein könnte als Werkzeug und Opfer der Liebe; aber ihrer empfindlichen Natur lagen diese geschäftlichen und praktischen Dinge nahe, sie fand es unnatürlich, daß eine Frau regierte.

«Du bist erstaut,» sagte Mabel, die die Gedanken ihrer Freundin erriet. «Das aber ist der Zauber Amerikas, daß es in Amerika keinen Zauber gibt.

(Fortsetzung folgt)



Köstlich ist die Feierstunde,  
Wo Dir aus verklärtem Munde  
Blauewöllein hold entschweben—  
Sie vergolden Dir das Leben!



Die Zigarette, wie bekannt,  
Macht den Mann erst imposant.  
Merk Dir das und sei nicht faul:  
Steck Dir auch so was ins Maul!



Weil Du nie den Rauch der Stumpen  
In die Lunge Dir wirst pumpen,  
Rauchst Du noch mit 100 Jahren  
Fröhlich Stumpen und Zigaretten!



An den dauerhaften Stumpen  
Wirst Du nicht nur nicht verlumpen,  
Sondern sicher mit den Jahren  
Ein Vermögen Dir ersparen!



Aus Kalibern ohne Zahl  
Hast beim Händler Du die Wahl;  
Lange, kurze, dicke, feine:  
Auch für Dich entdeckst Du eine!



SEI EIN MANN  
RAUCHE  
STUMPEN UND CIGARREN

Willst im Leben Du was taugen,  
Halt Dir stets den Spruch vor Augen,  
Denn er hält Dich nie zum Narren:  
Rauche Stumpen und Zigaretten!



Des Geschäftes Last  
verursacht viele Sorgen.  
Manchmal waren meine  
Kopfschmerzen derart stark,  
daß ich das Gefühl hatte, als  
wollten sie mir den Schädel  
sprengen. Da wußte meine  
Frau Rat, und Dank weiß  
ich den

### Aspirin-

Tabletten Bayer,  
die mir nunmehr alle lästigen  
Schmerzen fern halten. Die  
echten Tabletten sind an der  
Originalpackung Bayer mit  
der Reglementations-Vignette  
und dem Bayer-Kreuz erkenntlich.



Nur in den Apotheken erhältlich. Preis pro Glasröhrchen Fr. 2.—



Ich benütze  
gegen  
Haarausfall

nur  
Rausch's  
Haarwasser

J. W. Rausch, Emmishofen (Schweiz)

## Havana



EXTRA FEIN FABRIKAT  
SCHEIBEL & SOHN  
RÜESCH KUNZ & CIE. BURG  
VORM. R. SOMMERHALDER II  
AARGAU